

GERNOT WOLFGRUBER

Die Nähe der Sonne

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024 Jung und Jung, Salzburg  
Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung,  
Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten  
Umschlagabbildung: Explosion in the Eye © Max Peintner  
Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-99027-402-6



JUNG  
UND  
JUNG

für Michel

Man wird das Haus ungern verlassen. Man ist in der Stadt bekannt. Jetzt überhaupt. Ständig werden einem Leute begegnet, denen die Neugier die Hälse verbiegt, wird man Bekannte treffen, die das ihnen Peinliche: einem über den Weg gelaufen zu sein, nur loswerden können, indem sie einem die Hand hinstrecken und ein paar Worte murmelnd, einen also anstecken mit ihrer Peinlichkeit, während man ihnen schon dankbar wäre, wenn sie von nichts weiter als vom schönen Wetter, vom schönen Herbst reden würden oder wie andere plötzlich die Straßenseite gewechselt oder angelegentlich in ein Schaufenster gestarrt hätten, bis man vorbei wäre.

Es ist ganz leicht vorstellbar.

Man wird zusammensitzen, ehe man sich auf den Weg macht. Acht bis zehn Leute, die Kinder nicht gerechnet, vielleicht auch zwölf, Stefan Zell unter ihnen. Im Wohnzimmer Evas, der Schwester, wird man sich versammelt haben, um den ausziehbaren Eßtisch. Eine gute Stunde ist noch Zeit. Man hat schon gegessen. Es ist viel auf den Tellern, in den Schüsseln geblieben. Man hat gesagt, daß man überhaupt nichts essen kann. Und man hat sich gewundert, daß man konnte. Manche haben einander lange nicht gesehen. Man hätte sich einen erfreulicheren Anlaß gewünscht, sagt man, und das ist jetzt nicht einmal eine Phrase. An eine Gelegenheit, wo »wir alle« zusammengekommen sind, kann man sich kaum noch erinnern. Die Kinder sind zu laut in den angrenzenden Kinderzimmern, obwohl sie sich Mühe geben, leise zu sein: irritiert von den Erwachsenen, die auf einmal so still und nachsichtig sind, und von der ungewöhnlichen Kleidung. Im Fernsehen ist um diese Tageszeit noch kein Programm. Das erspart den Kindern die

Überlegung, ob man an einem solchen Tag die Frage wagen kann, den Fernseher aufzudrehen.

Die Fenster stehen offen, und man hört Vögel in der bereits kahl werdenden Kastanie vor dem Haus. Dabei ist es warm wie im Sommer. Irgend jemand wird sagen: Wie schön es sein könnte.

Einige der Männer sitzen in Hemdsärmeln. Man ist ja unter sich. Aber niemand außer Zell hat die Krawatte gelockert. Man spricht mit gedämpften Stimmen, als könnte jemand geweckt werden, wodurch die gängigsten Phrasen und plattesten Banalitäten auf einmal bedeutungsvoll scheinen. Jedes Seufzen und Räuspern bedeutungsvoll. Und an vielen Sätzen und Wörtern merkt man auf einmal eine Zweideutigkeit, die einem sonst nicht auffallen würde und die den Sprecher ins Stammeln oder jäh zum Verstummen bringt. Man bemüht sich: Man sieht darüber hinweg.

Irgendwann geht in einem der Nebenzimmer polterndes, nicht enden wollendes Gelächter los: Eines der Kinder hat einen »Lachsack«, ein kleines Tonband mit Lachstimme, unter den fremden Spielsachen gefunden und aufgezogen. Das Lachen beginnt auch das Wohnzimmer zu irritieren, Gesichter verziehen sich zu Grimassen, aber ehe ein richtiges Grinsen daraus werden kann, ist Eva schon aufgestanden. Man kann nicht hören, was sie zu den Kindern sagt, wenn sie überhaupt etwas sagt. Zell kann sich ihr Gesicht jetzt gut vorstellen. Es ist das Gesicht der Mutter, das er denkt.

Er spürt immer noch kaum Müdigkeit. Auch jetzt nicht, nachdem die beinahe ununterbrochene Bewegung vieler Stunden hier zum Stillstand gekommen ist, in seinem Kopf aber weiterhaspelt, als rauschten noch immer Leitplanken, Bäume, Autos vorbei, als zögen Lichter und Städte vorüber, als drehe sich das Land neben ihm weg. Es fällt ihm schwer, zuzuhören,

den Gedanken der anderen zu folgen und nicht seine eigenen laufen zu lassen, alles verknüpft sich mit allem, ein so wirrer Strudel bisweilen, daß es wie eine Dumpfheit ist: als siede es leise in seinem Kopf. Am besten geht noch das Reden. Er könnte jetzt, meint er, so schlagfertig sein, wie man sich nur wünschen kann. Ohne nachzudenken ist der richtige Gedanke sofort da. Der richtige, aber unpassend.

Er hat seit gestern morgen nicht geschlafen und ist, als er heute vormittag hier ankam, dreizehn Stunden fast pausenlos im Auto gesessen. Von außen ist die Heftigkeit der Bewegung, die in ihm leertläuft, nicht zu bemerken, wenn man davon abieht, daß er das Mineralwasserglas ständig zwischen den Fingern dreht. Aber das kann auch daher kommen, daß er in einem fort rauchen möchte, es sich aber verbietet: so lange, bis ein automatischer, gedankenloser Griff nach den Zigaretten das Verbot, ohne ihn zu fragen, durchbricht: Er hat über ein halbes Jahr nicht geraucht, seit gestern tut er es wieder. Und gleich so, als müsse er den Raucher von früher in den Schatten stellen. Er würde sonst einschlafen während der Fahrt, hat er gemeint, das vor sich selber entschuldigen zu können. Es ist ihm gewesen, als könne er diesen plötzlich aufgetauchten und gleich so unabweisbaren Zwang zu rauchen nicht auch noch aushalten. Dagegen hilft reden nicht, im Gegenteil.

Daß man bis zum Anruf Hannas gestern nachmittag schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, ihn zu erreichen, wird man ihm gleich bei der Begrüßung oder knapp danach gesagt haben. Die Schwester unter Tränen. Bernhard, der Bruder, ernst, beinahe vorwurfsvoll: als könne nur ihm, Stefan Zell, einfallen, in der Weltgeschichte herumzufahren, ohne täglich wissen zu lassen, wo er sich befinde und man ihn, gegebenenfalls, jederzeit erreichen könne. Von Verantwortungslosigkeit wird man nicht gesprochen haben, aber man wird sicher noch ein-

mal und noch einmal wiederholen, wie leicht er hätte zu spät kommen können. Er würde sich ewig Vorwürfe machen müssen.

Aber zu spät, wird Zell, ein wenig nachdenklich lächelnd, hinzufügen, zu spät sei es in einem solchen Fall ja immer. Wie die Ereignisse abgelaufen seien, könne man gar nicht so rechtzeitig eintreffen, um nicht zu spät zu kommen.

Man wird auf das Wortspiel wahrscheinlich nicht weiter eingehen. Vielleicht wird gedankenvoll genickt. Oder Zell hat das Wortspiel nur gedacht und redet von den Zufällen, reiht sie aneinander, die dazu führten, daß er nun doch rechtzeitig unter den Geschwistern und Verwandten sitzen kann. Eine Kette von Zufällen. Wenn er zum Beispiel nicht ausgerechnet gestern verschlafen hätte, wird er sagen. Er sei zwar trotzdem zum Hafen hinuntergegangen, aber die Fähre sei schon ausgelaufen gewesen. Gerade an diesem Tag einmal pünktlich, was so gut wie nie vorkomme, wie man ihm versichert habe. Zufall Nummer zwei also. Hätte er nämlich das Boot erreicht, wäre er auf die nächstgelegene Insel hinübergefahren. Und daß er von dort aus Hanna anzurufen versucht hätte, wäre sehr unwahrscheinlich gewesen. Einen dringenden Grund habe es ja für ihn nicht gegeben. Auch sei er nur zufällig am Gebäude der Hauptpost vorbeigekommen, ganz ohne Absicht. Vielmehr habe er ein Restaurant gesucht. Nicht weil er habe essen wollen. Es war erst Nachmittag. Sondern weil er es einfach wiederfinden wollte. Immer dringender, je länger er herumliefe. Ein Lokal, in dem er vor Jahren unsinnigerweise auch einmal mit Lina gewesen war.

Aber von Lina wird er wahrscheinlich nicht sprechen. Ob sie da sein wird? Mit am Tisch sitzen? Kaum. Sie gehört nicht mehr zur Familie. Und das Kind? Markus? Schließlich waren es seine Großeltern. Auch wenn er sie die letzten Jahre bloß zwei- oder dreimal sah, mit ihm für einen Nachmittag zu ih-

nen fuhr. Aber Nachricht wird man ihnen gegeben haben. Und wenn Markus dasein wird, dann auch sie. Wenn es allein auf Eva ankäme: bestimmt. Und wenn es nach dem Bruder geht: nein. Also nein.

Er habe, wird Zell nur sagen, einfach ein Restaurant gesucht, in dem er vor Jahren oftmals und jedesmal ausgezeichnet gegessen habe. Überzeugt sei er gewesen, sich noch genau erinnern zu können, wo es war. Alle Gassen sei er in dem Viertel abgelaufen und mehrmals ganz sicher gewesen, jetzt, hinter der Ecke, in der nächsten Quergasse, nach der Straßenkrümmung werde es auftauchen. Ganz deutlich habe er das Bild vor Augen gehabt: Eine schmale Tür mit dem bunten Namen des Restaurants im Oberlichtfenster, rosarote und silbrige Meerestiere zwischen Eis und Tang in Körben hinter der Auslagenscheibe, und beinahe habe er auf diesem Kopfbild schon den Namen des Restaurants entziffern können, den er vergessen hatte, dort drüben ist es aber jetzt, habe er gemeint, ganz sicher, gleich hinter dem Brunnen, sei aber doch immer nur vor Häuserreihen gestanden, an denen nichts darauf hinwies, daß hier je etwas anderes gewesen war als eben Wäscherei, Carabinieri, Fahrradwerkstätte, Damenfriseur. Sich dann plötzlich dem Postgebäude gegenübersehend, sei er kurzentschlossen eingetreten, obschon er gewußt habe, daß Hanna noch gar nicht daheim sein konnte. Sie war zusammen mit einer Freundin auf Urlaub gefahren, einen Tag nach ihm, und hatte erst Ende der Woche zurück sein wollen. Trotzdem. Endlos lange hat er sich angestellt, um dann, wie erwartet, nur dieses lächerliche, mit jedem weiteren Schnarren immer sinnloser werdende Freizeichen zu hören. Wieder auf der Straße, habe er sich, gegen jede Vernunft, anders besonnen und noch einmal angerufen. Und Hanna war da, gerade zur Tür hereingekommen, aber schon seit vier Tagen zurück, weil, wie sie sagte, alles nicht so gelaufen

sei, wie sie es sich vorgestellt habe. Und so habe er alles erfahren. Vielleicht hätte er sie sonst erst am nächsten Tag wieder anzurufen versucht oder erst am Wochenende. Und so hätte er vielleicht noch tagelang meinen können, nirgendwo sei etwas geschehen, das ihn betreffen könnte.

Was für Zufälle es doch gibt, wird man ungläubig sagen. Zufälle?, wird jemand lächeln. Ganz sicher Olga.

Als ob ich gewußt hätte, könnte Zell hinzufügen, daß ich anrufen *muß*. Dabei weiß er genau, daß er gar nichts geahnt hat.

Aber man würde ihm solche Ahnungen glauben. Wahrscheinlich. In einer Situation wie der, in der man sich befand. An einem solchen Tag. Hier an diesem Tisch: wo man, unter ungläubigem Kopfschütteln, jäh Satzanfängen, versickernden Reden, leeren Pausen und hilflosem Sinkenlassen der Schultern, das im Moment noch Unbegreiflichste denken möchte wie das Alltäglichsste; wo nur die Schwester und der Bruder und Ulrich, der Mann der Schwester, die schon seit Tagen und immer noch mit der Organisation des bei solchen Anlässen Nötigen beschäftigt sind, sich in die Sicherheit einfacher, klarer Überlegungen retten können: ob man diesen oder jenen nicht auch einladen und anderen vielleicht, selbst wenn man schon lange jeden Kontakt verloren hat, nicht wenigstens Nachricht geben hätte müssen; ob die Wahl des Lokales, in dem man später zusammensitzen würde, richtig gewesen sei oder ob man nicht besser überhaupt alles in kleinstem Rahmen, im Kreis der engsten Familienangehörigen hinter sich hätte bringen sollen.

An einem solchen Tag, in einer solchen Situation ist man anfällig dafür, zu glauben, daß alle diese Zufälle, die Zell vielleicht aufgezählt haben wird, *in Wirklichkeit* keine Zufälle gewesen sein können. Hat man nicht schon oft von solchen Ahnungen gehört? Natürlich hat man das nicht geglaubt. Glaubt

es immer noch nicht. Aber so viele »Zufälle« auf einmal! Kann das Zufall sein?

Wenn dieser Lastwagen nicht dahergekommen wäre, wird jemand langsam sagen. Zufällig in dem Augenblick. Der Tankwagen. Und wenn sie zwei Minuten früher oder später von daheim aufgebrochen wären. Wenn eine Ampel grün gewesen wäre, die auf Rot stand, oder umgekehrt. Ja wenn sie überhaupt an diesem Tag diese *eigentlich* unnötige Fahrt nicht unternommen hätten.

Wenn. Dann. Falls. Wenn nicht. Wie anders hätte alles kommen können. Wir saßen jetzt nicht hier.

Und damit ist man wieder beim Thema. Ganz gleich, was Zell sagen wird: Alles führt darauf zu. Und man wird wieder und noch einmal damit anfangen, den Hergang des Geschehens zu zerreden, das alle hier zusammengerufen hat. Die Mutmaßungen, wie es dazu hat kommen können, laufen im Kreis: Aber was wäre gewesen, wenn. Und ganz gleich, welche Möglichkeit man gerade bespricht, immer endet es damit, daß jemand den Kopf schüttelt und sagt: Ich kann mir das alles einfach nicht vorstellen. Mir will und will das nicht in den Kopf. Ich kann es immer noch nicht glauben.

Niemand kann sich vorstellen, daß ein Auto am hellichten Tag auf schnurgerader, trockener Straße plötzlich auf die linke Fahrbahn gerät und gegen einen entgegenkommenden Tankwagen prallt. Keiner der am Unfall Beteiligten war alkoholisiert, wie die Untersuchungen ergeben haben. Und ein anderer »vernünftiger« Grund konnte nicht gefunden werden, warum der Lenker des Unglücksfahrzeuges erst abgebremst hatte, als er den Lastwagen schon wie eine Mauer vor sich hat aufragen sehen müssen: eineinhalb Meter vor dem Zusammenprall. Das hatten die Reifenspuren auf dem Asphalt hinlänglich bewiesen. Aus ungeklärter Ursache, lautet in solchen Fällen der Poli-

zeibericht. Und es wird nichts mehr geklärt werden: Die Schuldfrage ist klar; die Rechtsfahrregel eindeutig. Und was sich in den Köpfen der Menschen an diesem Tisch oder draußen in der Stadt seit Tagen herumdreht: die Frage nach dem »Warum« ist für das Gesetz nicht von Belang. Der Schuldige kann ja nicht vor Gericht gestellt werden. Nur an den Pranger. Die Lokalzeitung ergeht sich in Spekulationen; unbestreitbar ist: Beide Insassen des Personenwagens müssen auf der Stelle tot gewesen sein. Der Lenker des Tankwagenzuges hingegen sei, wie bei solchen Anlässen geschrieben wird, mit dem Schrecken davongekommen.

Wir können es immer noch nicht glauben.

So wenige Fakten es gibt, so sehr wird man alles auseinanderreden. Als könnte einem dieses Unglaubliche damit greifbarer werden.

Bernhard wird das Wrack bestimmt gesehen haben. Und? Kein »Und«. Er wird darüber nicht sprechen. Verschlissen wie immer. Wie der Vater. Und nachzufragen, ihn auszufragen, wird man sich scheuen. Aber man kennt dieses Bild ja: Wie oft ist man daran schon vorbeigefahren, vorbeigewinkt worden von der Polizei, vorüber an flatterndem Blaulicht, eine Zeitlang beklommen, weil sich in einem alles sträubt, dieses Entsetzliche zu denken, ruhig und genau: all dieses Blut und klaffende Fleisch, während man weiterfährt, als wäre man selber gerade noch davongekommen.

Daß man die Eltern mit Schweißbrennern aus dem Wrack schneiden mußte, wird in der Zeitung stehen. Zell wird sie gelesen haben. Langsam, Satz für Satz, Stehsatz für Stehsatz, als erhoffe er sich hier eine Nachricht. Und gleichzeitig wird er ganz ohne Sinn für das Geschriebene gewesen sein.

Niemand im Zimmer wird die Eltern nach dem Unfall noch sehen haben können. Bernhard wird nicht sie identifizie-

ren haben müssen, sondern bloß Gegenstände. Eine zerbrochene Brille vielleicht, das ist das Naheliegendste, eine Armbanduhr, die keineswegs stehengeblieben ist zwischen elf Uhr zehn und elf Uhr zwanzig, eine Halskette mit einem Bernsteinanhänger und, seltsamerweise, eine runde Blechplakette mit dem Bild Elvis Presleys, die man an der Revershinterseite der Jacke gefunden haben wird, die die Tote trug.

Zum ersten Mal wird Bernhard gesehen haben, was die Mutter alles in ihrer Handtasche hatte: erstaunlich wenig, und es wird ihm wie ein Übergriff, ein Eindringen in Verbotenes gewesen sein, diese Dinge ansehen zu müssen, ohne den Kopf abzuwenden.

Aber auch das wird Bernhard nicht sagen.

Und irgendeiner der Runde wird der sein, der sie als Letzter lebend gesehen hat. Sogar am Tag des Unfalls. Man wird ihn ansehen wie einen, der beinahe Augenzeuge ist. Er hat die letzten Sätze noch im Kopf, die sie gewechselt haben. Aber eigentlich müsse er sagen, Auffälliges habe er nicht bemerken können. Sie seien gewesen wie immer.

Und er, Stefan, wann hat er die Eltern zuletzt gesehen?

Das war knapp eineinhalb Monate her, Anfang September. Knapp vor Schulbeginn. Er wisse das deshalb so genau, weil der Vater das damals erwähnt habe: Jetzt fange also das Schuljahr wieder an. Ein Datum, das in diesem Herbst, zum ersten Mal seit dreißig Lehrerjahren, für ihn nichts mehr bedeutet hatte.

Und wie sehr sich der Vater auf den Ruhestand gefreut, wie er ihn genossen hat, wird man wissen. Keine Rede sei bei ihm von einem Lebensabend gewesen. Voller Zukunftspläne habe er den Kopf gehabt. Man wird nicht wissen, welche. Nichts wird man aufzählen können, was der Vater nicht auch früher in seiner ohnedies reichlichen Freizeit hätte tun können.